

Erzgebirgische Heimatblätter



Nr. 31. — Sonntag, den 28. Juli 1935.

Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Hauptschriftleitung: Siegfried Seidel, beide Buchholz i. Sa.

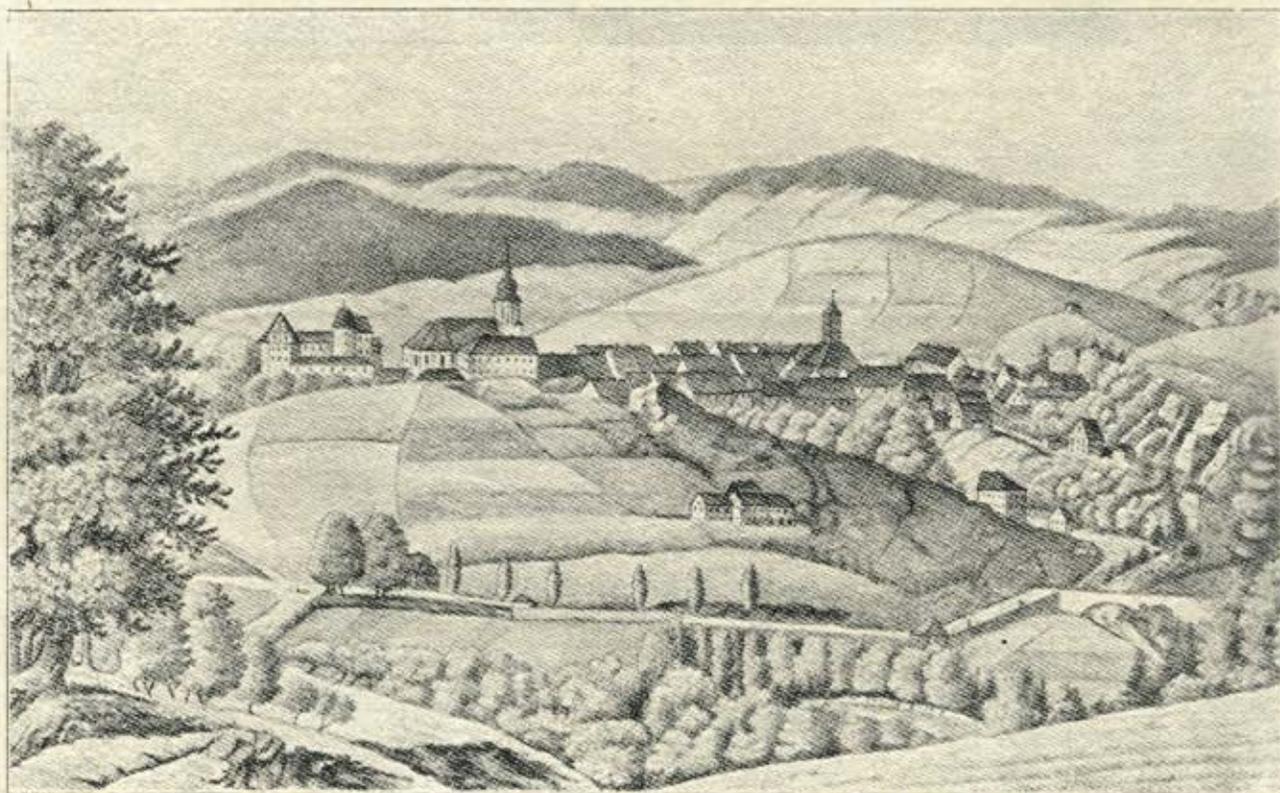
Entdeckung der Erzgebirgslandschaft

Mitgeteilt von W. Ludewig.

(Fortsetzung und Schluß.)

Charpentier schreibt folgendes: „Man sieht eine große Pinge oder von der Oberfläche des Gebirges ausgebrochene Weite, deren steil herabfallende Seiten am höchsten Punkt des Gebirges 20 bis 25 Lachter Höhe haben. Die Länge und Breite kann ohngefähr bis an 100 Lachter kommen, da sie keine völlige Rundung ausmacht. Fast aus der Mitte dieser Weitung ragen einige freistehende Felsen hervor, worunter der eine von gleicher Höhe mit den Seiten ist, in welchen man noch verschiedene Höh-

gebirge anspricht. „Das äußere Ansehen von diesem Theile unsers Gebirges“, läßt er sich vernehmen, „ist, von verschiedenen Punkten betrachtet, sehr abwechselnd. Aus dem Thale des Tonnerberger Wassers bey Wiesenbad, Wiese und weiterhin, steigen sie anfänglich ziemlich steil an; doch dauert dieses nicht lange, so kommt man auf die schönsten gewölbten Gebürge in die Gegend von Annaberg, die auf beyden Seiten gegen Osten nach dem Böhlfuß, und gegen Westen in das Thal der Schme, nach und



Schwarzenberg von Norden. (Steinzeichnung)

len und Ueberreste des Bergbaues der Alten antrifft, die ehemals von ihnen, wegen der Festigkeit des Gesteins, mit Feuer ausgebrannt worden sind. Eine Menge Schächte, die in das unter dieser Weitung liegende Gebürge abgefunken sind; ein Feldgestänge, das aus dem Thale des Mühlenbachs erst an dem Abhang des Gebirges hinaus, und alsdann in diese Pinge hinein, bis an den daselbst angelegten Kunstschacht schiebet, nebst den hier und da erbauten Klauen und andern zu diesem Bergbau nothwendigen kleinen Gebäuden, geben dem Ganzen ein Ansehen, das der Aufmerksamkeit auf alle Weise würdig ist.“

Geradezu begeistert ist Charpentier von der Annaberger Gegend, die er als eine der reizvollsten im ganzen Erz-

nach sanft herabfallen und breite Thäler machen. Die Gegend um Annaberg glaube ich mit allem Rechte unter die schönsten Gegenden unsers Erzgebirges setzen zu können. Die hohe Lage des Orts, die weiten Aussichten in das sich gegen Süden immer mehr erhebende Gebürge, die endlich am Horizonte, durch den sich über alles erhebenden Fichtelberg begrenzt wird, giebt der Gegend ein so schönes und amphitheaterrmäßiges Ansehen, daß das Auge eines Freundes der Natur nie ermüdet. Was aber diese Gegend, und die weiter in das Gebürge gehenden Aussichten, theils vorzüglich malerisch macht, theils die Aufmerksamkeit eines Naturforschers besonders erregt, sind die wegen ihrer ganz eigenen Gestalt bekannten drey Basaltberge: der Böhlfberg, der gleich bey der Stadt Annaberg gegen Osten liegt, der

Bärenstein, welcher in ziemlich gerader Richtung zwey Stunden von Annaberg gegen Süden, und der Scheibenerger Hügel, der in fast gleichmäßiger Entfernung von diesem Ort gegen Südwest liegt.“ Die letzten drei Berge spielten damals in einem wissenschaftlichen Streit der Geologen, in den u. a. auch Goethe eingriff und in dessen Mittelpunkt die Entstehung des Basalt stand, eine wichtige Rolle.

Durch das obere Pöhlthal wandert Charpentier nun dem Gebirgskamm entgegen u. gelangt an den Fuß des Fichtelberges. „Er steigt aus dem Thale des Grenzbaches gegen Westen, so unvermerkt und sanft, bis in die Gegend von Ober- und Unterwiesenthal, daß diese Orte, ob sie schon in einer beträchtlichen Höhe und am östlichen Abhänge des Berges liegen, dennoch das Ansehen haben, als lägen sie in einer Ebene. Von jetzt genannten Orten

wird das Ansteigen bis auf die größte Höhe etwas steiler, dem ohngeachtet aber doch nie so steil, daß man nicht bis auf den Rücken desselben ganz bequem reiten könnte. Dieses Ansteigen dauert aus dem tiefsten Punkte des Grenzbaches bis auf den Rücken ohngefähr eine Stunde. Der Rücken hat erstlich seine Richtung aus Süden gegen Norden, und wird durch eine Schlucht in zwey besondere Kuppen getrennet, davon die nördliche, etwas höhere, der vordere, die südliche aber der hintere Fichtelberg genannt wird. An diesen zwey Kuppen unterscheidet man ihn ganz vorzüglich von dem umliegenden Gebürge, auch kann man ihn, da er über die andern Gebürge hervorraagt, in großen Entfernungen von 5, 8 bis 10 Meilen besonders erkennen.“ „Die Ausichten sind von diesem Berge“, heißt es weiter, „wie leicht zu erachten, abwechselnd, und aus verschiedenen Punkten desselben vortreflich. Man übersiehet auf den Seiten gegen Norden und Westen das Erzgebirge und das Voigtland nach seinem allmählichen Abfall bis in die Gegenden des ebenen Landes. Von der östlichen Seite öffnet sich eine weite Aussicht nach

Böhmen, die aber doch gegen Süden durch den in Böhmen vorliegenden Berg, der Keilberg genannt, verschlossen wird. Da die Gebürge dieser Gegend, von einer beträchtlichen Entfernung her, nur nach und nach ansteigen: so ist die Aussicht, der großen Höhe ohngeachtet, mit der von der Tafelsichte bei Messersdorf in der Oberlausitz, in Ansehung der Weite, nicht zu vergleichen. Desto größer aber ist der Eindruck bey dem Anblick so großen Massen der umliegenden Gebürge, deren Aus-

dehnung man auf verschiedenen Seiten, zu 5, 6 und mehr Meilen, übersehen kann.“ Charpentier schließt seine Betrachtung ab mit einigen kurzen Bemerkungen über den Pflanzenwuchs: „Der Fichtelberg ist auf der Süd- und Ostseite und auf seiner Kuppe kahl. Die Waldungen sangen erst auf seinem nord- und west-

lichen Abhang an, und alle anliegende Gebürge sind größtentheils damit besetzt. Da, wo die Gebürge von Waldungen entblößt sind, findet man, ohngeachtet des rauhen Klimas und öfters wilden Ansehens, doch nicht selten in den Thälern, und am Abhänge der Berge, den schönsten Wieswachs, u. angebaute Felder geben rühmliche Beweise von dem ganz eigenen und unverdorbenen Fleiße der erzgebirgischen Einwohner. Um Scheibenberg und Schlettau, vorzüglich aber um Annaberg, wo weniger Waldung ist, findet man den schönsten Ackerbau, bey dem man würdlich vergißt, daß man sich in hochgelegenen Gegenden

befindet.“ — Im Westerzgebirge sind für uns namentlich die Ausführungen Charpentiers über das Thal des Schwarzwassers und das Auersberggebiet von Interesse. Vom Unterklaus des Schwarzwassers schreibt er: „Das Thal, worinnen das Schwarzwasser fließt, ist an den meisten Orten breit, und die Gebürge steigen sehr sanft zu beiden Seiten desselben an, besonders bilden sie in der Nähe der Stadt Schwarzenberg

eine vorzügliche schöne Gegend, worinnen man die angenehmsten ebenen Wiesen, Ackerbau und Laubholz findet: und da sie dieses Thal vor rauhen Binden decken, so bemerkt man um Schwarzenberg ein so gemäßigtes, und im Vergleich mit den übrigen Orten des Gebürges so sanftes Klima, daß sich dessen Einfluß in die Erzeugung der Pflanzen und Feldfrüchte, auf die vortheilhafteste Weise für die dasigen Einwohner spüren läßt.“ Erheblich weniger Begeisterung bringt er dem oberen Schwarzwasserthal und dem Auersberggebiet entgegen, wie aus folgenden Schilderungen hervorgeht: „Weiter gegen Süden ziehet sich das Thal an einigen Orten mehr zusam-

men. Die Gebürge werden mit ihrer zunehmenden Höhe steiler, die ganze Gegend rauher, und Wälder und Wiesen, nebst den nur sparsam angebauten Feldern, zeigen genugsam, daß man hier in solche Gegenden kommt, die dem Bewohner mehr Vortheil und Belohnung seines Fleißes aus ihrem Innern, als durch noch so fleißige Bearbeitung der Oberfläche, versprechen. Dieses dauert, ohne besondere Abwechslung, bis Johann Georgenstadt, und obschon der Fleiß der Einwohner dieses Orts



Aussicht vom Pöhlberg. Nach einem Stiche von Ludwig Richter.



Oberwiesenthal (Stich um 1840).

vieles versucht, der Natur durch die Kunst zu helfen, so ist ihr Bemühen doch meist ohne glückliche Folgen gewesen. Ich muß gestehen, daß mir die ganze Gegend da herum, bis an die böhmische Grenze, als eine der traurigsten in unserm ganzen Gebürge vorkommt. Denn ob man sich hier gleich auf einem hohen Punkte desselben befindet, so ist man doch durch die gegen Osten nach und nach ansteigenden höheren Gebürge eingeschlossen, und durch die dem Auge überall entgegen gesetzten Waldungen an dem Bergnügen, in entfernte Gegenden zu sehen, verhindert. Das Ansteigen der Gebürge erstreckt sich von Johann Georgenstadt immer noch weiter nach allen Weltgegenden, erreicht aber vorzüglich seine größte Höhe auf dem gegen Nordwest, ohngefähr anderthalb Stunden von jetzt genannten Orte, gelegenen Auersberg, der nach dem Fichtelberg der zweite höchste Punkt unsers Erzgebirges ist. Vom Auersberge kommt man nur nach und nach, aus hohen und mit vielen tiefen Thälern durchschnittenen Gebürgen, in sanftere und mehr zusammenhängende niedere Gegenden; ein großer Theil der hohen Gebürge aber ziehet sich noch in das gegen Westen gelegene Voigtland hin.“ „Alle diese Gebürge sind größtentheils mit Waldungen bedeckt,“ beschließt Charpentier seine Ausführungen und gibt damit wohl den eigentlichen Grund seiner Abneigung zu erkennen. „Ackerbau ist hier nur wenig zu



De Lerch' singt,
de Sonn schieht blank am Himmel,
de Faller lechtn bunt in allen Farb'n. —
Do schieht sich's gut in aller Herrgottsstille
im när off dos, wos ab'n dr Wald uns sogt, ze horchn.
— Nischt scharf ne heilig'n Waldesfrieden. —
När ub'n de Zweigle in de Gippeln lispeln sacht,
dr Blick schweift durch de klare Luft
in Tälern nunner. — — —
O du schieh Erzgebirg! O goldige Waldespracht!

finden, und noch dazu vereitelt oft ein zeitiger Winter den Vortheil, den sich der dasige Einwohner durch seine mühsame Bearbeitung des Landes versprach. Hätte der Schöpfer nicht so viel in das Innere dieser Gebürge gelegt, so zweifle ich, ob sie wohl jemals würden sehn bevölkert worden. Ganz gewiß würden sich nur wenige Einwohner in Gegenden niedergelassen haben, die für die Annehmlichkeit des menschlichen Lebens so wenig Anziehendes haben. Der Bergbau aber ist es, der seit mehreren Jahrhunderten hier eine so beträchtliche Anzahl Menschen ernährt hat.“ Eigentlich wohl fühlt sich der Herr Berggraf erst wieder, als er in offenere Gegenden an der Mulde kommt. „Denn hier befindet man sich wieder auf einmal in den schönsten, sanft ausgedehnten, und mit unmerklichem Ansteigen verbreiteten Gebürgen, die sich von der so genannten Zschorlauer Höhe bis in die Gegend von Neustädte, und der anschließenden Stadt Schneeberg selbst, fortziehen. Von bloßem Gesteine ist selten etwas wahrzunehmen, sondern das Gebürge ist mit fruchtbarem Ackerlande, Wiesen und abwechselnden Waldungen bedeckt. Eine schön erbaute Stadt, und die Ausichten gegen das nach Süden gelegene höhere Erzgebürge, bilden hier eine Menge malerischer, und das Auge nie ermüdender Pro-

spekte: das ganze aber macht im Zusammenhange wiederum eine der schönsten Gegenden unsers Erzgebürges.“

Unern Erzgebirgs- Berein

Glückauf! De Wanderzeit is da,
nu ner mehr lang gelauert!
Wer heut noch halbwags lasen ka,
in Stübel net versauert.
Ne Ruckfack har, ich halts net aus,
mir wills de Brust zerspreng,
ich muß zu meine Walder naus,
die an der Bargwand hänge!

Behüt dich Gott, du gruße Stadt
mit deine enge Gassen!
Konzert, Theater, Promenad,
ihr tut mir nimmer passen.
Mir werd in darer Gruffstadtlust
als wie dr Flieg in Kleister;
ich muß ubn nauf, mich hobn gerust
drüb'n von Geberg de Geister.

Dos klingt su haamlich un su traut,
als wenn de Baamle rauschen,
wie Bugelsang un Glockenlaut, —
ich muß dan Töne lauschen.
E Ranicher, dar läst anzoot,
den kaa dos net betörn,
dä när, war's rachte Zeichen hoot,
der ka die Geister hören!



Wie dunkelgrü de Fichten stieh,
hall Buchenlaab drzwischen;
wie Gold uns Silber tut sichs schie
unerennanner mischen.
Un aus dr Barg ihrn tiefen Grund,
wu Silberstufen dämmern,
hört mr in stiller Geisterstund
de alten Schlägeln hämmern.

Wie Sonntigsfinkern gieht mrs sei,
tu an dr Brust ichs stecken,
mei Nag werd hall, mei Ohr werd
e manichs ze entdecken. [frei,
Ich sah de Walt in ihrer Pracht
un muß ne Harrgott lubn,
daß'r an schönsten hoot gemacht
mei Erzgebirg do drubn!

Un in dan Zeichn mir alle sei
su garn zesammefomme,
uns, die dr Erzgebirgsverei
als Kinner agenomme.
Un immer gilts, mit Harz un Hand
getreulich zu beweisen,
daß uns festes Freundschaftsband
in Labn net kaa zerreißen.

Mir wolln's beweisen, daß mir noch
sei ganz un gar de Alten,
daß mir an unrer Mutterproch
un unrer Hamet halten;
daß mir vergnügt un lustig sei
aah uhne gruße Kosten
un daß, wenns gibt e Luderei,
mir sei of unern Posten,

su lang e Oden in uns gieht,
de Harzen schlogn un klinge,
un noch e erzgebirgisch Lied
will aus de Lippen dringe!
Dr Hamet treu, ne Volk drzu,
dä mir gehörn zesamme:
Du lieber Herrgott drubn sprach du
Glückauf! drzu un Ame!

Rund um den Scheibenberg spinnt Frau Sage Legende und Märchen

(Nachdruck verboten.)

Das Zwergloch im Scheibnerberge.

An der Morgenseite des Scheibnerberges befindet sich eine unbedeutende Höhle, das Zwergloch genannt. Darinnen wohnen sonst viele Zwerge, deren König Dronomossan hieß. Sie waren nicht über zwei Schuh lang und trugen recht bunte Röschchen und Höschen. Es schien ihr größtes Vergnügen zu sein, die Leute zu necken; sie taten aber auch manchem viel Gutes und halfen vorzüglich frommen und armen Leuten. Einmal, im Winter, ging ein armes Mädchen aus Schlettau in den am Fuße des Scheibnerberges gelegenen Wald, um Holz zu holen. Da begegnete ihr ein kleines Männchen mit einer goldenen Krone auf dem Haupte, das war Dronomossan. Er grüßte das Mädchen und rief gar kläglich: „Ach, Du liebe Maid, nimm mich in Deinen Tragkorb! Ich bin so müd und es schneit und ist so kalt und ich weiß keine Herberge! Drum nimm mich mit zu Dir in Dein Haus!“ Das Mädchen kannte den Zwergkönig zwar nicht, aber da er gar zu flehentlich bat, so setzte sie ihn in ihren Tragkorb u. deckte ihre Schürze über ihn, damit es ihm nicht auf den Kopf schneien möchte. Darauf nahm sie den Korb auf den Rücken u. trat den Rückweg an. Aber das Männchen in dem Korbe war zentnerschwer und sie mußte alle Kräfte zusammennehmen, daß sie die Last nicht niederdrückte. Als sie nach Hause gekommen, setzte sie den Tragkorb leu-

chend ab und wollte nach dem Männchen darin sehen und deckte die Schürze ab. Aber — wer schildert ihr Staunen? — das Männchen war fort und statt seiner lag in dem Tragkorbe ein großer Klumpen gediegenen Silbers! — Nach einer anderen Sage soll jenes Mädchen eines Schneiders Tochter aus Schlettau gewesen sein und um das Jahr 1535 gelebt haben. Sie sei auch nachher noch mehrmals bei dem Zwergkönige im Scheibnerberge gewesen und habe für ihn, seine Frau und Kinder Kleider machen müssen. Dafür habe sie solche Geschenke erhalten, daß sie zu großem Vermögen gekommen sei und nachdem sie sich verheiratet, eine der reichsten Familien in Schlettau begründet habe. Nach dem dreißigjährigen Kriege aber seien ihre Nachkommen verarmt und zuletzt wieder so herabgekommen, wie zu der Zeit, wo sie den Zwergkönig zuerst gesehen hatte.

* * *

Der Schachteller im Scheibnerberge.

Im Jahre 1605 bekam M. Laurentius Schwabe, Pfarrer in Scheibenberg, etliche Gäste von Annaberg. Seine Ehefrau führte einige ältere Freundinnen über und um den Scheibenberg, ihnen dessen Gegend zu zeigen. Dabei trafen sie aber ein Loch, in welches drei Stufen führten und darin lag ein glänzender Klumpen, wie glühendes Gold. Darüber erschrakten sie und gingen eilends nach der Stadt. Als sie jedoch den Pfarrer nebst den übrigen Gästen nach dem Orte führen wollten, konnten sie das Loch nicht wieder finden. Im Jahre 1648 starb Hans Haß, ein alter ehrlicher Bürger zu Scheibenberg, welcher auf dem Siechbette von seiner Armut am Anfange seines Ehestandes

folgendes erzählte: Als Wolf Köhler seine Tochter Elisabeth weg-gab, wären wir junge Eheleute gerne mit zu Ehren gezogen, aber wir hatten keine Geschenke. Wir gingen am Berge grasen und wurden eines Lochs gewahr, das mit einer eichenen Tür verschlossen, und gingen etliche Stufen hinein. Da wir Wunders halber hinein sehen, liegt ein Fuchs auf einer Stufen. Wir erschrakten darüber, gleichwohl weil sich der Fuchs nicht rührte, gaben wir ihm einen Stoß und befunden, daß er tot war. Ich verkaufte den abgestreiften Balg, wir gingen auf die Hochzeit und waren lustig. Aber nach selbiger Zeit habe ich das Loch nicht wieder finden können, wie fleißig ich auch gesucht habe.

* * *

Geistlicher Bergmann bei Scheibenberg.

Am Scheibnerberge hat sich oft ein Gespenst in Gestalt eines Bergmanns sehen lassen. Dasselbe ist den Maurern, welche dort Sand gesiebt, plötzlich auf den Hals gekommen; andere hat es hinter dem Berge an eine eiserne Türe geführt, wie zum Ein-

gange eines Schatzes, die man aber darauf nicht hat wieder finden können. Auch hat dasselbst ein Gespenst in Gestalt einer Jungfrau, oder in der von Wölfen, Füchsen und Irrenwischen manche irre geführt und geißt. Im Jahre 1632 hat Hans Schürf zu Crottendorf eine Tochter von 8 Jahren im Walde verloren, die man innerhalb 13 Tagen nicht auffinden konnte, bis sie von einer Köhlerin im Walde angetroffen und heimgebracht wurde. Da man sie nun fragte, was sie denn gegessen und getrunken, antwortete sie, ein Männchen habe ihr alle Tage eine Semmel und zu trinken gebracht.

* * *

Dämonische Gestalten an einem Teiche bei Scheibenberg.

Eine starke Viertelstunde unter Scheibenberg, am Elterseiner Wege, läuft der tiefe Stollen in einen Teich aus. Dasselbst hat es die Leute oft bei Tag und Nacht erschreckt und den Weg bald in Gestalt eines großen, ungeheuren Mannes, bald eines Wolfes vertreten, oder sonst mit Tumult und Geräusch bedört.

* * *

Dämonischer Sturm bei Oberscheibe.

Im Juli des Jahres 1644 waren die Oberscheibener oben bei ihren Teichen im Heumachen. Da kommt am Sonnabend vor dem zehnten Trinitatissonntage ein mächtiger Sturmwind mit Sausen und Pfeifen, fährt in die Teiche und wirft das Wasser hoch in die Höhe, als wenn sich zwei Pferde im Wasser mit einander schlugen. Darüber erschrakten die Leute, liefen an die Heuschöber, die bösen Geister aber fuhren aus den Teichen in die Heuschöber, spielten damit in der Luft, fuhren über die Aecker hinaus und nahmen, wo sie gegen Crottendorf zu antraten, alle Wipfel von den Bäumen mit.

* * *



Das Denkbild zum Stadtsiegel von Scheibenberg.

Im Jahre 1522 hat Herr Ernst von Schönburg das Städtchen Scheibenberg angelegt und bauen lassen, und hat demselben ein Denkbild zum Stadtsiegel erteilt, welches auf zwei silbernen Stadtsiegeln von unterschiedlicher Größe gestochen ist. Das größere Siegel zeigte auf beiden Seiten Bergleute, welche ihre Berghäcklein auf den Schultern haben; zwischen diesen stehen Tannenbäume, welche einen Vogel Greif in der Mitte haben, unter welchem das gewöhnliche Bergzeichen Schlegel und Eisen zu sehen ist. Das kleinere ist von dem größeren nur dadurch unterschieden, daß keine Bergleute darauf stehen. In einem alten Manuskript findet sich folgende Erklärung dieses Stadtsiegels: Die Männer mit den Bäumen sollen auf den Anfang des Städtchens deuten, an dessen Stelle vorher ein wilder Wald gewesen, und dessen Erbauung durch das Bergwerk veranlaßt wurde; da es aber ein Städtlein werden sollte über Justiz, Pietät, Ehre und Redlichkeit so fest gehalten werden, als der Baum die Aeste hält. Die

Herrschaft wolle es schützen, wie der Greif das Gold und Silber.

Die Winkelmutter bei Grünhain.

In der Nähe von Grünhain fließt der sogenannte Oswaldsbach. An demselben soll um die Mitternachtsstunde ein gespenstischer Schatten auf- und niederhüpfen, der beständig Klage töne ausstößt. Das Volk nennt denselben die Winkelmutter

und erzählt sich, einst habe ein Jüngling, dem seine Geliebte die Treue gebrochen, in dem genannten, an vielen Stellen sehr tiefen u. reißenden Bache seinem Leben ein Ende gemacht; seine ihn liebende Mutter habe ihn darauf sieben Tage lang aufs sorgfältigste gesucht, aber doch seinen Leichnam nicht wiederfinden können, und so sei sie zuletzt selbst an Erschöpfung und gebrochenem Herzen gestorben. Weil sie dabei gegen Gottes weise Fügung gemurrt, so sei es nun ihr Los, ewig den Körper ihres ertrunkenen Sohnes unter steten Klagen und Wimmern suchen zu müssen.

Der Schatz im Borwerk zu Elsterlein.

Bei Christoph Müller, Besitzer eines Borwerkes zu Elsterlein, diente im Jahre 1702 eine gewisse Magdalena Gräßler, 18 Jahre alt. Dieser erschien 14 Tage vor Johannes ein kleines Männlein mit einem grauen Kopfe und Bart, in ein altes graues Röckchen gekleidet, und eröffnete ihr, daß bei dem Backofen ein Kästchen mit Geld, welches eine alte Frau in Kriegszeiten vergraben, sich befinde und 500 Taler Geld enthalte. Der Geist forderte sie auf, ihn zu begleiten, um den Schatz zu heben, mit der Bemerkung, sie solle von dem Gelde 50 Taler der Kirche zu Elsterlein, 50 Taler ihrem Dienstherrn geben, die übrigen 400 Taler aber für sich behalten, aber nicht an Hoffart wenden, sondern ihren alten Vater damit erhalten. Das Mädchen verkroch

sich vor Angst in ihr Bett, der Geist ließ sich aber nicht abschrecken, sondern kam in den folgenden Nächten immer wieder, auch forderte er sie dringend auf, den Schatz zu heben, bis sie am Abend vor Johannis ihm versprach, sie wolle am nächsten Tage zu Mittag, aber nicht in der Gespensterstunde, nach dem Schatz graben. Sie entdeckte sich nun ihrer Dienstherrin und am Mittag begannen beide zu graben. Jene überließ jedoch bald die beschwerliche Arbeit der Gräßler, indem sie sich neben derselben hinlegte. Nach längerem Graben kam diese mit dem Spaten auf einen breiten Stein, der bei dem Berühren des Eisens wie Kettengeklirr tönte. Das Mädchen erhob den Stein, erblickte darunter ein Kästchen von Eisen, etwa $\frac{1}{2}$ Elle lang und $1\frac{1}{2}$ Elle breit, erhielt aber gleichzeitig von ihrer Dienstherrin einen Schlag aufs Kreuz, so daß sie sich umfiel. In diesem Augenblicke entstand ein heftiges Gepolter, das Kästchen aber war verschwunden. In der folgenden Nacht erschien der Geist dem Mädchen wiederum und sagte: „Du bist heute gestört worden, allein du

kriegst es noch, in sieben Jahren komme ich wieder, es ist niemandem als dir besichert, bete fleißig!“ Mit diesen Worten nahm das Männchen Abschied, das Mädchen vermietete sich auf ein anderes Borwerk, aber Ende Juli 1705 hörte es die Stimme des Geistes, welcher sprach: „Ich bin vor drei Jahren bei dir gewesen, u. weil dein gewesener Herr das Geld heraus-

gegraben und gefunden hat, so melde ich es dir.“ Die Gräßler verlangte es auch von ihm, und zwar auf gutlichem Wege, allein Müller leugnete alles und gab nichts heraus.

Irrlichter bei Annaberg und Scheibenberg.

Am Schottenberge unter Annaberg gibts alte Bergkessel und Bingen, an denen der Fußsteig vorbei geht. Dasselbst sind eilichmal bei Nacht, sonderlich zur Winterszeit, Reisende von Irrlichtern beirrt und in Löcher und tiefen Schnee geführt worden, so daß man sie auf ihr jämmerliches Schreien und Rufen mit Laternen aufgesucht und gerettet hat. Im Jahre 1683 ging ein Witwer mit seiner Braut beim Scheibenerger Gottesacker vorbei und sagte: „Da drinnen liegt mein voriges liebes Weib.“ In dem Wort blendet sie ein Licht und umgibt sie ein Feuerchein zweimal, so daß sie mit Schrecken davon gelaufen sind. — Auch bei der Grube „Dorothea“ auf Beyersdorfer Gebiet und bei der Grube „Stern“ auf Wildenauer Revier läßt sich zu gewissen Zeiten ein Lichtlein sehen.

Das schwarze Männchen auf dem Gottesacker in Schneeberg.

Auf dem Gottesacker in Schneeberg ist früher am Tage ein schwarzes Männchen gesehen worden, welches ein Buch in der Hand hatte. Eines Tages erblickte es auch der Totengräber; derselbe erschrak darüber so sehr, daß er bald darauf starb.



Berg und Stadt Scheibenberg.

Der Kordonsoldat

Erzählung von Alexis Kolb

Bis knapp an den sorglos dahinschießenden Wildbach drängen sich die prächtigen Forste des kaiserlichen Wald- und Bergdominiums von Joachimsthal. Erst dort, wo das Bächlein die Grenzlinie bildet zwischen Böhmen und Sachsen, taucht hie und da eine Lichtung, ein einsamer Weiler auf.

Dicht an der Straße steht die Schmiede und das Wohnhaus Meister Josephs, des Löffel- und Kurtschmieds, des gestrengen Richters von Sonnenwend stattliches Heim. Lustig erklingen die Schläge der Hämmer, und grell leuchtet der Feuerschein aus dem ruhigen Innern der Werkstätte.

Auch ein Strahl sprühender Funken verirrt sich von Zeit zu Zeit und findet den Weg ins Freie, sodaß der Gaul auf dem Beschlagplatze scheut und der Knecht, welcher das Tier am Halfter hält, alle Kraft aufbieten muß, um es zu bändigen.

Befriedigt lächelnd läßt Meister Joseph nochmals den Hammer wie prüfend über die zwei Reihen der eckigen Nagelköpfe des blanken, neuen Eisens gleiten, dann stößt er mit einer Bewegung des rechten Fußes den niederen Holzblock, auf welchem während des Feilens der Huf des Pferdes geruht, beiseite und richtet sich aus seiner gekrümmten Stellung auf. Der Geselle gibt die bisher in seine nervigen Hände wie in einen Schraubstock gepreßte Fessel des Tieres frei, und stöhlich wiehernd beginnt das Pferd den Boden zu stampfen.

„So, Johannes, jetzt treibt heim, wir sind fertig“, wendet sich der Meister an den Knecht, und bei diesen Worten streicht er sich behaglich durch den schon stark ergrauten Vollbart und streckt die sehnigen, starken Glieder.

Eben will er dem Gesellen folgen, welcher mit dem Beschlagstuhl bereits in die Schmiede getreten ist, als seine Aufmerksamkeit nach der Straße gelenkt wird. Spähend blicken die scharfen, grauen Augen in die Ferne, und ein halb mitleidiges, halb spöttisches Lächeln fliegt über die intelligenten Züge des Meisters.

Von der Grenze her näherte sich steifen, würdevollen Schrittes die hagere Gestalt eines alten Kordonoldaten. Seine Adjustierung ist die eines echten Veteranen der thesesianischen Armee und besteht aus einem dreieckigen Hütchen, einem grauen, oft geflickten Mantel und langen schwarzen Samaschen; ein mächtiges Feuerschloßgewehr mit blankem Bajonett und ein kurzer gebogener Säbel bilden die Bewaffnung. Hinten aber im Nacken hängt steif und gar zierlich mit einem dunklen Bändchen umwickelt der historische Zopf.

Schon von weitem legt der graue Kriegsmann die Hand salutierend an den Hut. Freundlich nickend beantwortet Meister Joseph den Gruß.

„Ei, ei, Herr Korporal, schon zurück von der großen Streifung, die Ihre Leute die Grenze entlang zu unternehmen gedachten und von der Ihr Euch so reichen Fang versprachet?“ fragte er mit geucheltem Erstaunen.

Der Korporal war mittlerweile vollends herangekommen.

„Mit Verlaub, Herr Richter“, begann er erregt, „vor Witternacht hättet Ihr mich heute wohl schwerlich mehr gesehen, denn bis nach Wiefenthal wollte ich hinauf, um den Schmugglern, diesen Erzhalunken, einmal gründlich das Handwerk zu legen, und sie hätten wirklich nichts zu lachen gehabt, wenn ich mit ihnen zusammengetroffen wäre, gefangen genommen hätte ich die ganze Bande — denn der Korporal Lukas versteht keinen Spaß. Wenn ich trotzdem nicht dazu gekommen bin, mein Vorhaben auszuführen, so ist es wahrlich nicht meine Schuld. Bei der schwarzen Mühle oben wimmelt das ganze Buschwerk von Zigeunern und allerhand lichtscheuem Gesindel, und nichts Gutes führen die braunen Burschen im Schilde. Ich zog mich daher vorsichtig zurück und begann auf den Abzug der Horde zu warten, aber da könnte ich lange warten, sie schlagen ihr Lager oben auf und beginnen mächtige Feuer anzuzünden“. Einen Moment

hielt der Veteran in seiner überhasteten Rede inne, um alsobald in gereizter Stimmung fortzufahren. „Eine Schande ist es für die Gemeinde und eine Niederlichkeit von der Ortspolizei, welche solch fahrendes Volk in der Nähe des Dorfes duldet — daher will ich Euch dringend ermahnen, Herr Richter, sendet sofort den Ambros hinaus und laßt das Gebüsch von dem Diebsvolke säubern, damit ein pflichtgetreuer Kordonoldat fürderhin nicht mehr in der Ausübung seines Dienstes gestört wird.“

Anfangs mit wachsendem Erstaunen, dann aber mit allen Anzeichen des Unwillens hatte der Richter den Worten des Korporals gelauscht. Jetzt trat er einen Schritt zurück und betrachtete stumm und kopfschüttelnd den alten Kordonoldaten. „Was Ihr da nicht alles sagt“, nahm er endlich halb ärgerlich, halb belustigt das Wort, „den Ambros, den alten Stelzfuß, soll ich hinauscheiden in den Wald, durch welchen Ihr, einer der tapferen Streiter von Kolin, Euch selbst nicht getraut habt? Schämt Ihr Euch nicht? Doch schweigt, ich will von der Sache nichts mehr hören, aber auf etwas möchte ich Euch noch aufmerksam machen, und heute zum letzten Male, in der Amtsstube nennst mich Richter, hier aber am Amboß und im Schurzfelde bin ich Meister oder Kurtschmied und so will ich hier auch betitelt sein!“

In dem Kordonoldaten aber war nun einmal der Widerspruchsg Geist rege geworden. „Als kaiserlicher Kordonoldat habe ich weder mit einem Löffelschmied noch mit einem Kurtschmied etwas zu tun, denn erstens handle ich nicht mit Löffeln und zweitens habe ich kein Vieh, weder gesundes noch krankes, für welches ich Eure Hilfe in Anspruch nehmen müßte, ich kenne Euch nur als Richter und beim Richter bin ich einquartiert.“

„Da irrt Ihr Euch, Herr Korporal“, antwortete der Meister ruhig. „Beim Meister Joseph seid Ihr einquartiert, und an dessen Tisch esset Ihr Euch auch täglich satt, vom Tische des Richters aber würdet Ihr Euch gar oft mit knurrendem Magen erheben und längst schon hättet Ihr um Euren Quartierzettel gebeten.“

Meister Joseph schwieg und beobachtete den Eindruck, welchen seine Worte auf den streitsüchtigen Veteranen ausübten. Und die Wirkung war eine verblüffende. Erblichend war der Korporal zusammengezuckt, seine Haltung war plötzlich eine demütige geworden, und nach einer Antwort suchend, blickte er ratlos zu Boden.

Eine Weile weidete sich der Kurtschmied an der Verlegenheit des Kordonoldaten, dann huschte wieder das alte, gutmütige Lächeln über seine Züge, aber dennoch klangen seine Worte fast etwas boshaft, als er nun anhub: „Ei, da fällt mir just ein, Jungfer Kosel wird heute wohl kaum an Euch wegen des Mittagmahles gedacht haben, da Ihr vor Nacht nicht erwartet wurdet — na, zum Glück habt Ihr Euch am Morgen reichlich mit Proviant für den ganzen Tag vorgeesehen, so daß Ihr gar nicht auf das Mittagessen angewiesen sein werdet“. Der Kurtschmied schwieg und blickte erwartungsvoll auf den Korporal. Der ohnehin zerknirschte Kordonoldat knickte bei den letzten Worten des Meisters völlig zusammen.

„Den Proviant? Ja, den habe ich aufgegessen, dieweil ich oben bei der Mühle saß und auf den Abzug der Zigeuner wartete“, kam es kläglich über seine Lippen.

„Ei, das ist schlimm, Herr Korporal, da sehet nur zu, daß Ihr Euch schleunigst nach der Küche begeben, damit Jungfer allenfals das Versäumte noch gut machen kann“, meinte jetzt heiter gestimmt der Kurtschmied, und eilenden Schrittes kam der Kordonoldat dieser Aufforderung nach.

Es war inzwischen Mittag geworden. Drinnen in der geräumigen, sauberen Küche, mit dem vom Alter geschwärtzten, niederen Deckbalken, war der lange Tisch reinlich mit blühenden Zinntellern gedeckt, und geschäftig hantierte Jungfer Kosel, die Haushälterin, bei dem mächtigen, braunen Kachelofen herum.

Lukas aber, der alte Grenzkorporal, saß ernst und würdevoll auf seinem Platze und folgte aufmerksam jeder Bewegung der Köchin.

Mit lautem Geräusch füllte sich die Küche, und die Schmiede stellten sich um den Tisch. Als letzter trat der Meister über die Schwelle, bedächtig hing er das Schurzfell an einen Nagel, dann richtete er seine Schritte nach einer halbdunklen Ecke der Küche, wo an einem kleinen Tischchen ein greises Mütterchen saß. Leise strich er mit der schwieligen Hand über den weißen Scheitel der Frau und weich klangen die Worte des starken Mannes: „Wie fühlet Ihr Euch heute, Mutter, hat Euch Rosel bereits das Mittagmahl gereicht?“ Ein liebevoller Blick und ein bejahendes Nicken mit dem Haupte war die Antwort.

Zufrieden trat der Meister an den Tisch und sprach ein kurzes Gebet und dann fielen alle über die nahrhaften Speisen her. Sie waren hungrig, die fleißigen Schmiede, und tapfer langten sie zu, aber ihnen allen zuvor tat es der Kordonsoldat, denn er war ein gewaltiger Esser, und Berge von Sauerkohl und Rauchfleisch verschwanden im Nu von seinem Teller. Nach der Mahlzeit begaben sich die Schmiede auf den Vorplatz des Hauses, um den Rest der Mittagspause im Freien zu genießen.

Meister Joseph aber war an den kleinen Spiegel herangetreten und ordnete gar sorgfältig Haupt- und Barthaar, dann legte er einen blauen Spenzer mit blanken Messingknöpfen und schließlich noch ein paar Schnallenschuhe an, und jetzt gewährte die stattliche Gestalt einen gar Respekt einflößenden Anblick.

Mit festen, selbstbewußten Schritten betrat er die Amtsstube. Korporal Lukas folgte dem Richter auf dem Fuße. Auch er hatte in aller Eile Toilette gemacht und trug nun die Paradeuniform: weißen, spitzhöhigen Rock mit hellrotem, niedergeschlagenem Kragen, weiße Hosen und schwarze Gamaschen. In seiner Rechten hielt er stolz den sauer erworbenen, langbequisteten Korporkost. Der alte Soldat hatte seine gewöhnliche Sicherheit wiedergesunden.

Feierlich salutierend stellte er sich vor den Meister in Positur. „Herr Richter“, begann er mit lauter Stimme, dieweil es nun wieder ein Vierteljahr ist, daß ich bei Euch in Kost und Quartier liege, so bitte ich gehorsamst, und wie es meine Instruktion verlangt, um meinen Quartierzettel; solltet Ihr mich aber an dem heutigen Amtstage zur Vollstreckung etwelcher Exekutionen benötigen, so will ich Euch durch meinen Abmarsch in keine Schwulstäten bringen. Ihr möget den Zettel schreiben, wann Ihr wollt, und braucht Euch auch nicht zu übereilen, einige Zeit kann ich schon noch hier bleiben, ohne gegen das Reglement zu verstößen.“

„Ei, das ist schön von Euch, Herr Korporal, daß Ihr mich durch Euren Abmarsch in keine Verlegenheit und die Delinquenten nicht um ihre Hiebe bringen wollet“, nahm der Richter lachend das Wort, „ich wüßte in der Tat nicht, wer Euch ersetzen sollte, denn den Stock zu schwingen versteht Ihr wie kein Zweiter, das muß Euch der Reid lassen und Arbeit gibt es heute auch, richtet indessen die Bank zurecht und legt den Haslinger bereit“.

Beschmeichelt durch das erhaltene Lob, zog sich der Korporal wohlgefällig schmunzelnd zurück. So war es im Jahre viermal, daß der alte Kordonsoldat in dieser wohlbedachten Weise um seinen Quartierzettel ansuchte, ohne daß es ihm jemals mit seiner Bitte ernst gewesen wäre.

Die Amtsstube hatte sich mittlerweile mit Männern gefüllt, mit hohen, wetterfesten, derbknochigen Gestalten. Ihre Kleidung war freilich schlecht und ärmlich, aber hochehobenen Hauptes und stolzen Blickes kamen sie daher, die freien Söhne des Erzgebirges, denen Leibeigenschaft, Fron und Zehnte kaum dem Namen nach bekannt waren. Gar mancherlei, das Wohl und Wehe der Gemeinde betreffend, war da zu ordnen und zu erledigen, und manch bedachtes Wort wurde gesprochen.

Nach den Gemeindeangelegenheiten kamen die Gerichtsverhandlungen an die Reihe.

Von Ambros, dem Stelzfuß geführt, betrat ein junger Bursche die Amtsstube. Verlegen stellte er sich vor dem Richtertische auf.

Der Richter blätterte eine Weile in den vor ihm liegenden Akten, dann begann er in vorwurfsvollem, aber keineswegs hartem Tone: „Ei, ei, Andreas, was muß ich hören? — waret bisher ein ruhiger, bescheidener Bursche, und nun schlägt Ihr Euren Freund mit dem Zinnkrug zu Boden, daß sein Leben an einem Faden hängt und er schwer krank darnieder liegt. Für diesmal sollt Ihr noch mit fünf Stockstreichen davorkommen, aber hütet Euch, nochmals als Angeklagter vor mir zu erscheinen“.

Tief beschämt verließ der Verurteilte die Amtsstube.

An den Richtertisch trat ein anderer, ängstlich dreinschauender Bursche. Der Richter musterte ihn mit strengen Blicken. „Walter, Ihr solltet Euch schämen“, begann er unwillig, „gewährt uns unser gütiger Herr und Kaiser nicht dieselben Freiheiten, wie sie nur der Adel genießt im Lande? Steigt hinab in die Ebene und sehet, wie sich der Bauer duckt und windet, und wie er kriecht vor dem Gutsherrn, der ihm die Haut vom Leibe schindet! Wir aber auf unseren Bergen, vor niemand rücken wir den Hut, und dabei haben wir Privilegien und Rechte, Hutweide und Freiholz, so viel wir bedürfen, und für all diese Wohltaten verlangt unser gnädigster Grundherr nichts als Schonung des Wildstandes, und nun sehet Ihr vor mir als ertappter Raubschütze — nun, vielleicht vertreiben Euch zehn wohlgemeinte Stockstreiche für die Zukunft Eure Jagdgelüste“.

... Walter hatte sein Urteil empfangen.

Tief ausatmend lehnte sich der Richter in seinen Stuhl zurück. „Nun hätten wir erledigt nach Gesetz und Recht, was uns das hohe Bergoberamtsgericht von Joachimsthal aufgetragen, jetzt aber wollen wir rechten, ganz unter uns und wie es Herkommen und Brauch ist seit alter Zeit in unseren Bergen, über ein Verbrechen, für welches es leider keinen Gesetzparagraphen gibt draußen in der Welt.“

Dumpf klangen die Worte des Kur Schmiedes und finster blickte er nach der Tür.

Ein dunkelhaariger, noch junger Mann trat scheu über die Schwelle und näherte sich zögernd dem Tische.

Der Richter wendete sich von dem Ankömmling ab, einige Sekunden verharrte er in Stillschweigen, er schien seine innere Erregung niederzukämpfen. „Nachbar“, begann er endlich heiser, „im Kerker zu Joachimsthal sitzt der Feilenhauer wegen verübten Schmuggels und der hier — scheinbar sein bester Freund —“ der Richter deutete auf den Angeklagten — „hat ihn dem Kordonvolke veraten.“

Donnernd fiel die Hand des Richters auf den Tisch und mit unheimlich klingender Stimme fuhr er fort: „Berrat — psui! Heute zum erstenmal nach mehr als dreißig Jahren bedauere ich, nicht Urteil fällen zu dürfen auf Rad und Strang, soweit aber meine Rechte gehen, so werde ich Gebrauch davon machen, und so verurteile ich den Jörg zu fünfzig Stockstreichen.“

Frech trat der Verurteilte an den Tisch. „Herr Richter“, begann er mit vor Groll bebender Stimme, „ich bin von schwacher Gesundheit, und diesen Umstand müßt Ihr bei der Beurteilung zu körperlichen Strafen berücksichtigen. Nach fünfzig Stockstreichen bleibe ich auf dem Platze, und Ihr werdet Euch gar böse zu verantworten haben, denn auch für Richter gibt es noch Gesetze!“

Fest stemmte der Kur Schmied die Hände auf den Tisch, langsam erhob er sich, seine Gestalt schien zu wachsen, und zermalmend ruhten seine Blicke auf dem Verräter, aber seine Stimme klang ruhig. „Um mich wollet Euch nur nicht ab sorgen, Euer Leben werde ich verantworten bei unserem Herrgott und auch bei dem strengen Herrn Bergoberamtsrichter drinnen in Joachimsthal, und nun entfernt Euch!“

(Fortsetzung folgt.)

Buchholzer Schützenführer und Tamboure von einst

Das bevorstehende 400-Jahrjubiläum der Privilegierten Schützengilde von Buchholz zeigt wieder einmal so recht, wie Korporationen, just wie diejenige der Schützen, mit der Familiengeschichte der Provinzstädte durch viele Jahrzehnte hindurch traditionsmäßig auf das engste verbunden sind. So gibt es in Buchholz Familien, die Jahrhunderte, ja 400 Jahre mit der Geschichte der

jetzigen Jubiläumsgilde unserer alten Bergstadt verknüpft sind: z. B. diejenige der Familie Martin. Und so könnte man aus den alten Chroniken der Buchholzer Schützen auch hochinteressantes Familiengeschichtliches zusammenstellen. Hierbei würden dann neben den Namen Martin noch viele, viele andere

treten, deren Mitglieder sich lange, lange Zeit als Zugehörige der Buchholzer Schützen freudig und verdienstvoll den schönen Zielen dieser Vereinigung gewidmet haben. So zeigen heute die beistehenden beiden Bilder Männer, die im Dienste der Jubelgilde hervorragendes geleistet haben und bei denen ebenfalls die vorerwähnte Familientradition ihren starken Einfluß hatte. Da sehen wir auf einem der Bilder Angehörige der bekannten Buchholzer Familie Städtler: drei Männer grüßen uns in der altehrwürdigen Uniform der Jubiläumsschützen, und zwar: Gottlob Städtler als Schützenhauptmann (in der Mitte), ferner (rechts neben ihm) Oskar Städtler, der später ebenfalls Schützenhauptmann war und (links) Theodor



Städtler, ein späterer Schützenleutnant. Die Aufnahme stammt aus den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts. Das andere Bild führt uns zur Geschichte des Tambourzuges der Buchholzer Schützen zurück und läßt die Erinnerung auftauchen an folgende treue Mitglieder dieses Zuges:



Aus „Photoverein Buchholz“.

Von links nach rechts stehend: 1. Hermann Meinert, Tambour, Posamentiermeister; 2. August Schädel, Tambour u. Posamentiermeister; 3. Gotthold Meyer, Tambourmajor, Ehrenmitglied, Posamentiermeister; 4. Gottlob Mitte, Tambourmajor, Ehrenmitglied, Posamentiermeister; 5. Rudolf Mitte, Tambourmajor, Posamentiermeister; 6. Karl Mitte, zuerst Tambour, später Schützenoberleutnant, Posamentiermstr.; 7. Karl Straube, Tambour, Posamentiermstr.; 8. (rechts sitzend) Ernst Serfert, Tambourmajor u. Posamentiermstr.; 9. (links sitzend) Otto Witzmann, Tambour und Posamentier.

All diese Männer, die diese beiden Bilder uns aus der Vergangenheit zurückrufen, deckt nun der grüne Rasen; sie können nicht teilnehmen an den Jubiläumstagen der von ihnen so schön betreuten Gilde. Aber in Gedanken werden unsere Buchholzer Schützen wie heute in ihren erinnerungsreichen Julitagen bei ihnen sein und dankbar ihrer vorbildlichen Hingabe an die ideale deutsche Schützenfache gedenken.

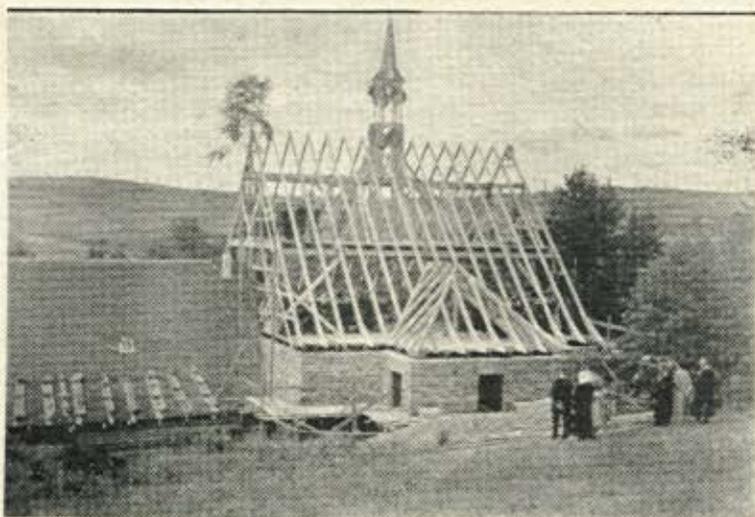


Photo: Keltz Schiewid Buchholz.

Vom Hebefest der kirchlichen Redehalle in Buchholz

Am vergangenen Sonnabend, dem 20. Juli, konnte, nachdem erst vor einigen Wochen der Grundstein gelegt worden war, das Hebefest der kirchlichen Redehalle in feierlicher Weise begangen werden. Pfarrer Sattow gab vor einer zahlreich erschienenen Einwohnerschaft, die dieser Feier beiwohnte, der großen Freude Ausdruck, die wir Buchholzer alle empfinden. Gebt unserm Gott die Ehre! Das Lied, welches der Kirchenchor von hohem Dachstuhl aus über die Bergstadt erklingen ließ, bildete zugleich auch den Grundgedanken für die Ansprache des Orts Pfarrers. Dann sprach aus der Mitte der Bauleute der Zimmermann Hans Linke kernige und glaubensvolle Worte. Der Turm des Hauses, der hier errichtet sei, gebe Kunde vom wohlgefügten Werke. Der Zimmermann erhob sein Glas und weihte es dem Bau mit einem Spruch. Im Auftrag aller am Bau Beteiligten dankte Dipl.-Ing. Fichtner. Sei doch mit der Möglichkeit der Arbeit vielen Verdienst und Brot gegeben worden. Zum Schluß sprach Bürgermeister Schimpf zu seinen lieben Buchholzern. U. a. erwähnte er, wie er von schwerer Krankheit genesen nach seinem Buchholz zurückgekehrt sei, habe er dem Pfarrer gesagt, daß die alte Kirche auf dem Gottesacker erneuert worden sei, daß man St. Katharinen so schmuck wieder vorgerichtet habe, nun werde man auch den Bau der neuen Friedhofshalle schaffen. In seiner Hilfe werde es nicht fehlen.

••• Nooch'n Feierohmd •••

Dr Nachtwachter / Von Max Wenzel.

Tat emol vir en Hardel Gahrn dr Kanter in dr Schul ne Rinnern drzehln. 'r saht, draußen wür'sch Nacht, lä Licht tät mehr brenne, de Leut wärn alle ze Bett, nár schlachts Volk tät sich'noch draußen rümtreibn. De Nacht wär fá Freund vu de Menschen. Oder se könnten sich drwagn ruhig nei in Bett legn, dá ihm könnt nisch passiern, dá es wär aner do, unner dan sein Schutz könnten se ruhig schlofen, dar tät für alle Menschen wachen. „Und wer ist das wohl, den ich meine?“ Do stand de klane Leimertschneiderlob-Viesel auf en saht: „Dos is mei Grußvoter!“ Dr Kanter hatt sich zwar en anern Bescheid drwart, 'r konnt oder dan Madel net ganz uracht gabn, dr Grußvoter, dar alte Leimertschneider, war namlich dr Nachtwachter. —

Inusse, in de meisten Ort gibts gar ken mehr, oder früher war 'r doch e gewichtige Persu. Dos letzte dorst mr odr ben Leimertschneider net esu wörtlich nahme, dá sei Gewicht war net esu groß, 'r war e klaner Schmerlich, un de Mißwarsch 's größte an ne. Viel Schutz konnt mr sich net vu ne besahe; oder de Hauptsach war — 'r war do! Wenn de Weibsen an Ohmd ze Roden gange warn, do hobn se sich e manichsmol rechts verweretes Zeig drzehlt, dohn sich klane eham getrauet, esu taten se sich ferchten. Oder do war aa geleich dr Leimert-Schneider do, dar schaffet se alle anzeln eham, dohn se sich net ze ferchten braucheten. In Vertraue gefaht: ihn warsch salber ewing eirisch, wenn 'r esu ellaa in dr Nacht draußnrüm sappen muß, un do kame ne die Weibsen gerod racht.

Wie 'r sei Amt atrot, hatt 'r aa noch tuten müssen. Uem zahne, fing 'r aa. 'r tat dreimol in sen alten Horn neituten. Oder fregt mich net, wos aus dan Horn rauskam! Do is e fette Autohup heutzetog e Musik drgegn. E manichsmol bliebn aa die Töne staden, un wos zelegt noch rausfuhr, klang werklich net schie. Dodermiet war oder dos Nachtkonzert noch net orbei, dá nooch dr Usentür fing dr Leimertschneider aa noch a ze finge:

„Ihr liebsten Leite, loht eich sogn,
de Geloß, die hoot abn zahne geschlogn.
Bewahrt sei 's Feuer un aa 's Licht,
doß euch ka Schoden un Ugelück gebricht! —
Un lobet Gott den Herrn!“

Nooch darer Singerei krieget 'r allemol erscht noch de Huft war weß wie lang, dann war 'r mit sen Programm drweile fartig. 'r brannt sei Pfeisel un sei Laterr a un tratschet lus. Weit kam 'r oder net, dá ben Gasthus redet schie dr liebe Gott en Arm raus. Do muß mei Nachtwachter erscht emol sahe, ob do drinne alles in Ordnung wär. 'r machet nei un blieb uner dr Tür traten, bis dr Wert saht: „Komm nár rei un mach de Tür zu, sifst ward's kalt hinne!“ Die Eiloding konnt 'r net ausschlogn. 'r ging nu bis an Büfett hie. Do stand aa schie e großer Pfafferminz dorten un tat ofn lauern. Wenn dar Faustpensel unnergebracht war, wu 'r hiegehört, horchet 'r noch e Weil ofn Gästen ihr Gered, krieget aa wuhl noch en Pfafferminz eigeschenkt, dann konnt 'r wieder giehe. Doderüber taten sich emol e paar Bauern aufhalten. Se sahten, dar Nachtwachter gehöret net in dr Gaststüb! Drweile könnten de Spizhubn 's halbe Dorf wagtrog! Oder mei Leimertschneider saht in aller Ruh: „War soll dá ike mausen, ihr seid doch allezam do hinne!“

's wur nu drweile üm else. Do ging dos Konzert wieder lus. Die Tuterei war genau wie üm zahne. Nár dr Barsch war annersch:

„Die Nacht is vor dr Tür
un liegt schu auf dr Erden,
mein Jesu, komm herfür

und laß es lichte werden.
Bei dir, o Herre mein,
ist nichts, denn Sonnenschein!
Und lobet Gott den Herrn!“



Richard Schmitz
Dresden 1911

Esu hatt e jede Stund ihr Barschel — un saht, wos'r wollt, 's war drwagn ganz schie! 'r war nu in Dorf weter geloffen bis an dr klen Schent naa, do muß 'r aa wieder revediern. Na dohierde wur dos Programm eingehalten wie üm zahne. Is do net e Wunner, doß 'r vu dan Dienst in dan vielen Gahrn e Ros' krieget hatt, die in dr Nacht leuchten tat wie e Glühwermel? — Sen Rundgang muß 'r machen bis früh üm fünfe. Wenn's nu in Winter esu stürme un schneie tat, hoot mich dar alte Maa e manichsmol gedauert. Mei Voter saht oder emol, dr Leimertschneider wüßt sich schie ze halfen, bei setten Watter tät 'r sich vu ener Stund bis zor anern drham an Ufen auswärme!

Wos oder wahr is? In die ganzen Gahr, wu dr Leimertschneider nachtwachtern ging, is in ganzen Dorf net emol eingebrochen wurn! Nár e enigsmol, do hatten sich sette huhnackete Bossen ben Leimertschneider salberscht haamlich neigemacht un hatten de Kaß nei in Brutschrank gesperrt. Dozemol hobn se in Dorf racht gelacht! — Wenn's nu üm fünfe war un 'r war mit sen Dienst fartig, do tat'ersch allemol eirichten, doß 'r gerod ben Weigelt-Bäck naakam. Do krieget 'r e Schalle warm'n Kaffee un e neubackenes Dreierzöppel, dann ging 'r eham un leget sich nieder. An Tog hatt 'r odr aa ka Ruh, do muß 'r ne Gemaabot machen. 'r muß bei de Manner von Gemaarat de Sizing asogn un de Steuerzetteln zu de Leut schaffen. —

Wie dr alte Nachtwachter gestorbn war, wur die Stell net wieder besetzt. Emende braucheten se ken Nachtwachter mehr. Oder dos ene is sicher: Ruhig geschlofen hobn de Leut uner ne Leimertschneider sen Schutz! De Spizhubn müssen doch Angst vir ne gehatt hobn!



Humoristische Ecke

Zärtlich.

... und wie kommen Sie zu der Verletzung: sind Sie Fußballspieler?“
„Nein, Herr Doktor, Bridge-Spieler, und meine Frau gibt mir ab und zu unterm Tisch einen Stoß vor's Schienbein.“